

Der Volksfreund

Wochenschrift für die Deutschen Polens in Stadt und Land.

Nr. 48.

Sonntag, den 26. November 1922.

4. Jahrgang.

Verlagsgesellschaft „Lodzer Freie Presse“ m. b. H.
 Lebkühner Straße Nr. 86 Geldendungen und Zu-
 schriften sind an den Verlag zu richten.

Verantwortliche Schriftleiter: Robert Bremer
 (liter. r. Teil) und Rudolf Rosenfeld, (poln. r.
 u. * Beile). Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Bezugspreis mit Postzustellung 150) Pl. vierteljährlich
 Anzeigenpreis:
 für die sechsgehaltene Kleinzeile Mark 10.—

Luther.

Ein Mann, gebaut aus Stahl und Erz
 und doch ein harmlos Kinderherz;
 wie Urgestein so hart gefügt,
 und doch so linde angeschmiegt;
 ein tapftrer Streiter jeder Zoll,
 und doch des liebsten Friedens voll;
 stark wie der Eiche knorr'ger Stamm,
 und schwach als wie ein hilflos Lamm;
 frei tretend in die Welt hinaus,
 und doch im Kämmerlein zu Haus;
 vor Papst und Kaiser stolz und kühn,
 vor Golte ringend auf den Knien;
 von heil'gem Weh erfüllt die Brust,
 und auf den Lippen Lob und Lust;
 im Glauben frei nach Kindesrecht,
 doch in der Liebe aller Knecht;
 erglüht fürs irdische Vaterland,
 und doch dem Himmel zugewandt;
 ein ganzer Deutscher, Mann und Christ,
 dies Doktor Luthers Bildnis ist.

Soll es so bleiben?

Es war im Jahre 1918. Ein reichsdeutscher Pfarrer, der drei Jahre in einem Kirchspiel unseres Landes gewirkt hat, war gezwungen, sein Arbeitsfeld zu verlassen. Sein hiesiger Amtsgenosse, dem jener schon längst ein Dorn im Auge gewesen ist und der die Administration der verwaissten Gemeinde übernahm, hielt es für seine Pflicht, in seiner ersten Predigt der Gemeinde zuzurufen: „Laßt nach eurem deutschen Gott!“ Daß solch ein Betragen eines Christen und überhaupt für einen Verkünder des Evangeliums, das uns gebietet: „Kindlein, liebet euch untereinander!“ ganz unwürdig ist, soll hier nur nebenbei bemerkt werden. Uns soll heute nur die Frage beschäftigen: wie hat es jener Mann fertig gebracht, für die Gemeinde in den kurzen drei Jahren ein Gott zu werden? (Das Wort „deutscher“ ist eine Einbildung des Predigers, denn unser Landvolk hält nur den für deutsch, der evangelisch ist.) Es gibt doch auch bei uns Pastoren, und nur wenigen gelingt es, ein Gott zu werden. Auch unser Pastor, der die Gemeinde vor und nach dem „deutschen Gott“ bereist hat, konnte kein Gott werden, und heute, da er die Gemeinde schon längst verlassen hat, spricht man ihm alles nach, aber das Wörtlein „Gott“ ist noch über keines Lippen gekommen. Woran liegt dies? An der Gemeinde wahrlich nicht, denn die ist dieselbe geblieben. Die Schuld ist einzig und allein bei dem Herrn Pastor zu suchen.

Unlängst warf ein einfacher Bauer dem Herrn Generalsuperintendenten Bursche vor: „Wir haben

keinen Nutzen von unserer Kirche“, und erhielt darauf die Antwort: „Der Pastor führt eure Kirchenbücher, gibt euch Tauf- und Totenscheine heraus, segnet eure Kinder ein, ihr kommt zu ihm mit euren Trauungen, er bereist eure Schulen zweimal jährlich, und da habt ihr den Nutzen von eurer Kirche.“ So denkt Herr Bursche, und so denkt die große Mehrzahl unserer Pastoren. Kein Wunder, wenn der betreffende Bauer, so unzufrieden er gekommen ist, auch wieder von danken ging, und das mit Recht. Um Kirchenbücher zu führen, Tauf- und Totenscheine zu schreiben, dazu brauchen wir keine Männer mit Universitätsbildung, dies könnte auch ein guter Schüler einer Volksschule besorgen; Trauungen kommen höchst selten vor; was nun den Besuch unserer Bethäuser betrifft, ja, davon könnte man so manches sagen, und wenn Herr Bursche wüßte, wie sich die Leute in den meisten Fällen darüber äußern, würde er darauf nicht pochen. Vor allem wird dafür gesorgt, daß der Gottesdienst so spät wie möglich beginnt; mit der Uhr am Arm wird die Predigt angefangen, fortgesetzt und geschlossen, um nur ja kein Wörtlein zuviel zu verlieren; die Worte selbst sind keine Straßpredigt, sondern eine Schlafpredigt; nach dem Gottesdienst wird so schnell wie möglich das Aktengeld, oft auch der Kirchenbeitrag vom Lehrer entgegengenommen, das Mittagmahl verspeist und dann schnell nach Hause gefahren, denn der Herr Pastor hat zu Hause sehr viel zu tun. Man hat die liebe Seele ein volles halbes Jahr Ruhe, und nichts scheint den weisen Herrn in seiner Ruhe zu stören. Man kann seine Unzufriedenheit noch so laut äußern, die ganze Gemeinde kann auf Irwege geraten, — der Herr Pastor schläft. — Ein Beispiel. In einer Schulgemeinde wurden oft Versammlungen der Gläubigen abgehalten. Der Ortslehrer machte den Seelsorger darauf aufmerksam und sagte: „Herr Pastor, in meiner Gemeinde ist nicht alles in Ordnung, besuchen Sie die Versammlungen!“ Er erhielt darauf die Antwort: „So gehen Sie doch hin, dafür sind Sie ja da!“ Nach einiger Zeit bat der Versammlungsleiter selber, der Herr Pastor solle zu einer Versammlung kommen. Nun hatte der Pastor keine Fuhre, und als man ihm eine schicken wollte, hatte er keine Zeit. Darüber ist ein halbes Jahr vergangen, so mancher Gläubige hat sich taufen lassen, viele sind auf dem Wege, dasselbe zu tun, und der Herr Pastor schläft, — er ist bis heute noch nicht dagewesen. Soll es so bleiben?

Wenn der Bauer unzufrieden ist, wenn er nach der Freikirche schreit, so wird gewöhnlich die Schuld dem Lehrer in die Schuhe geschoben; er ist der Aufwiegler, er hebt die Menschen gegen die Kirche. Lauter Lügen. Die eigentlichen Verfechter der

Freikirche sind diejenigen, die in Amerika waren. Sucht der Lehrer den Landsleuten den Freikirchgedanken auszureden, so erhält er gewöhnlich die Antwort: „Ich war in Amerika, da ist es so und so. Da ist der Pastor nicht so ein großer Herr wie bei uns; da braucht er keinen großartigen Federwagen; er kommt ganz gern auf dem Rade oder auch zu Fuße; da macht der Pastor Hausbesuche, da kennt der Pastor jedes Gemeindeglied; da bringt der Pastor seinen Gemeindegliedern Liebe entgegen; da ist er unser Freund und Bruder, und solche Pastoren wollen auch wir haben!“ Der Pastor, der in drei Jahren ein „Gott“ wurde, hat's auch nicht besser gemacht, aber dafür wird er auch heute noch als ein Gott verehrt.

Liebe, Freundschaft und Brüderlichkeit suchen wir bei unseren Pastoren, aber meistens vergebens. Ist das Liebe, wenn jener Pastor seine Leute „dumme Kartoffelbauern“ nennt? Ist das Liebe, wenn unser Generalsuperintendent sich zu einem Kirchenratsmitglied äußert: „Was kennt der Bauer mehr, als Gurken, Salat und Kartoffeln?“ Ist das Liebe, wenn die große Mehrzahl unserer Pastoren auf der Synode sich von ihren Synodalen trennt und den Willen der Gemeinde mit verschiedenen Ränken zu bekämpfen sucht? Soll es so bleiben? Man tröstet sich, es wird alles bald anders werden, die Gemeinden werden sich beruhigen, und wenn nicht, wird man sie dazu zwingen. Schlechter Trost, eine trauige Hoffnung! Sieht man denn nicht ein, daß durch solch ein Verfahren unsere Kirche hierzulande dem Untergange entgegeneilt? Vor einem Jahr meinten unsere Pastoren, es seien nur ein paar „Lodzer Straßenmänner“, die nach einer Reform unserer Kirchenverfassung streben, und heute sind fast alle Synodalen und mit ihnen die Gemeinden gegen die Kirche. Noch ein paar Jahre, und unsere Kirche wird in Trümmern liegen. Vielleicht tröstet man sich damit, daß auf der Synode die Stimmenmehrheit entscheiden wird. Ja, wenn darunter die Mehrzahl der Synodalen wäre, würde man sich fügen, sonst nie, und gegen den Willen der Gemeinde zu laufen, heißt mit dem Kopf eine Mauer durchstoßen zu wollen.

Unsere Pastorenschaft kümmert sich um alles in der Welt, aber nicht um das Seelenheil ihrer Gemeindeglieder. Nach hohen Titeln wird gestrebt, biskup, ksiadz, proboszcz will man heißen und vergißt, daß man durch die Sucht nach diesen Titeln den Bauer noch mehr von sich abstößt. Haben wir der unzufriedenen, gleichgültigen, schlafenden, toten Gemeindeglieder noch nicht genug? Anstatt sich um vergängliche Dinge zu streiten, wäre es nicht besser, mehr an den Pflegebefohlenen zu arbeiten, damit sie lebendige wahre Christen würden? Alles, auch der Schlaf unserer Mit-

brüder hat mal ein Ende, und wehe dann unserer Kirche, wenn die Hirten selbst weiter schlafen! Auch heute beginnt es vielerorts zu dämmern, ein Suchen nach Wahrheit beginnt, und da die Hirten schlafen, geht man massenhaft zum Baptistentum über, denn da, es sei offen gesagt, herrscht mehr Leben. Daß dem so ist, beweist das große Interesse, das die Baptisten ihrem Bekenntnis entgegenbringen. Wenn bei uns eine Kirche gebaut werden soll oder eine Reparatur vorgenommen werden muß, so wird oft viele Jahre darum gestritten, und weshalb? Weil man keinen Nutzen von der Kirche hat. Soll einem Pastor das Gehalt erhöht werden, so streitet man sich um ein paar lumpig Mark. Warum? Weil man den Pastor nicht lieb hat. Wie sieht's dagegen bei den Baptisten aus? Ein paar Familien bauen eine großartige Kapelle, ihr Prediger hat sein gutes Auskommen, viel Geld wird zur Agitation verausgabt, und es geht alles, nichts ist ihnen zu teuer! Weshalb? Sie sehen den Nutzen von ihrer Kirche.

Ein Pastor hierzulande klagt, er könne mit seiner Familie bei 35,000 Mark monatlich nicht leben, und das mit Recht. Trotzdem die Leute dies einsehen, will man keinen Pfennig mehr geben. Da wohnt in einem großen, reichen Dorfe derselben Gemeinde ein Baptist, der zu seinen evangelischen Brüdern sagen kann: „Ich gebe für meinen Glauben jährlich mehr aus als ihr alle zusammen, und es fällt mir gar nicht schwer.“ Ist dies nicht Beweis genug, daß jener Mann und mit ihm alle seine Glaubensgenossen ihre Kirche hoch und teuer achten? Ihr Prediger ist ein schlichter Mann, der keine hohe Schulen besucht hat, dennoch versteht er es, Achtung für sich und seine Lehre zu verschaffen, seine Predigten haben etwas Anziehendes sogar für die Evangelischen. Während der Pastor seine Zuhörer aus der Kirche herauspredigt, wird die Baptistenkapelle gut besucht, denn die Worte dieses schlichten Mannes haben etwas Anziehendes in sich, sie kommen vom Herzen und gehen zu Herzen.

Mehr Arbeit von Seiten unserer Kirche tut not, damit die Schlafenden erweckt, die Unzufriedenen beruhigt werden. Den Suchenden muß mehr und bessere geistige Speise geboten werden. Unsere Pastorenschaft muß doch endlich zu der Einsicht kommen, daß das viele Hadern um politische Machtstellung, um vergängliche Titel und Orden den Menschen zum Ekel wird. Der Pastor darf nicht sagen: „Ich besuche die Schulen zweimal jährlich, damit habe ich genug getan und alles andere dem Lehrer überlassen. Wenn es sein muß, so ist es seine Pflicht, Aktenbücher, Tauf und Totenscheine, Familie, ja alles beiseite zu schieben, sich selbst verleugnen, um nur den Brüdern zu dienen. Der Pastor darf es nicht weiter unter seiner Würde halten, ein Rad anzuschaffen oder manchmal auch zu Fuß eine Strecke zurückzulegen. Dies würde ihm oft mehr Achtung einbringen als der großartigste Federwagen. Wenn der Bauer sieht: mein Pastor liebt mich, ihm ist nichts zu schwer, um mir zu dienen, so wird er ihn einen Gott nennen und wird sich um ein paar lumpige Mark nicht streiten.“

Die Pastorenschaft muß auch endlich einsehen, daß sie sich frei und offen zu ihrem Volk bekennen muß. Halten wir mal Umschau in unserm weiten Vaterlande. Nur der Pastor besitzt das volle Vertrauen seiner Gemeinde, der es vor aller Welt bekennt: ich gehöre zu euch! Dagegen da, wo sich der Pastor mit Assimilationsgedanken herumschleppt, sich seines deutschen Volkes, Namens und seiner Sprache schämt, herrschen Unzufriedenheit, Streit, Zank und Mißtrauen. Als Beweis möge auch die Liste Nr. 10 bei den letzten Sejmwahlen dienen. Wahrscheinlich hoffte man viel deutsche Stimmen für die „Unja“ zu gewinnen, wenn Barsches Name auf der Liste prangen würde.

Gerade das Gegenteil hat man erreicht. Unser Landvolk, denn um daßselbe geht es doch in erster Linie, ist heute so weit, daß ihm der Name unseres „Bischofs“ Mißtrauen einflößt.
Soll es so bleiben? W.

Chronik des Auslandsdeutschtums.

Von Dr. Fritz Wertheimer (Stuttgart).

Die Wahlbewegung hat das Ostlanddeutschtum mächtig aufgerüttelt. Selbst die lettische Presse stellt mit Anerkennung und Bewunderung fest, welche Volkserziehung und Volksschulung in der Tatsache liegt, daß die Deutschen Lettlands fast überall mit nahezu 100 Prozent ihres Volksbestandes zur Wahl gegangen sind. Wenn sie, die sie kaum 3,5 Prozent der Bevölkerung ausmachen, 6 Prozent aller Abgeordnetenliste einnehmen, so danken sie das der Geschlossenheit, mit der sie ihre Liste unter Hintansetzung aller kleinlichen Parteigruppierungen aufstellten, der Sicherheit, mit der sie auf der Liste führende Männer der Intelligenz in Kirche, Schule, Handel und Wandel aufstellten, der regen Arbeit der deutschen Zeitungen, der Bildungsinstitute, der wirtschaftlichen Organisationen: Kurz, sie ernten den Lohn für eine unermüdete Aufklärungsarbeit, die nicht erst in der Wahlbewegungszeit, sondern seit Monaten und Jahren betrieben wird.

Weniger gut für das Deutschtum sind die Wahlen in Litauen verlaufen. Soweit aus diesem mit Presse spärlich gelegenen Ländchen Meldungen überhaupt kommen, sind sie dürftig und unklar. Der Ruck nach links hat zum ersten Male 6 Kommunisten in das Parlament gebracht. Die Minoritäten sind zusammen nicht viel schlechter vertreten als in Lettland, aber sie setzen ihre 15 Mandate aus 9 jüdischen, 5 polnischen und einer deutschen Stimme zusammen. Es ist noch nicht einmal bekannt, ob dieser deutsche Vertreter der frühere Abgeordnete Bühler ist, der allerdings längst nicht die Führerqualitäten seiner Parlamentskollegen von Lettland besitzt, und dem auch wenig Intelligenz und noch weniger Organisation der Deutschen auf dem Lande in Litauen zur Verfügung steht. Dem Deutschtum muß hier erst noch ein großer Erwecker erstehen!

In Polen war die Hege gegen die Minoritätenliste wütend und abstoßend, namentlich soweit es den Kampf gegen den samojen Domherrn Klinke von Posen angeht, der sich „von Juden wählen lassen“ und gegen den man den polnisch-katholischen Klerus mobil machen wollte. Der Agitator des Altpolentums, Pater Lutostarski, hat es so arg getrieben, daß er von einer Krakauer Arbeiterversammlung halb totgeschlagen wurde. In ganz Polen, namentlich in Kongresspolen, konnte man übrigens beobachten, daß Juden und Deutsche in guter Eintracht die Wahlversammlung zusammen veranstalteten. Der Gedanke der Blockbildung hat hier trotz der bedeutenden Verschiedenheiten der Bildung und der Interessen gute Wurzeln geschlagen. Auch im Deutschtum selbst traten Parteirückichten stark zurück, der Blockgedanke hat in der sogenannten „Vorwahlbewegung“ jedenfalls alle Sprengversuche überstanden.

In Oberschlesien ist ein kleines Wahlvorpiel ganz interessant gewesen. Die Korfantyleute haben dort mit 16 Stimmen fast ebensoviel Mandate erhalten wie ihre polnischen Widersacher von der Linken (17 Mandate). Die Deutschen bilden mit ihren 14 Stimmen das Zünglein an der Waage. Zwar sind nur 11 Stimmen auf die vereinigten deutschen Parteien gefallen und 3 Stimmen auf die deutsche sozialistische Liste, die getrennt vorging. Dem im Landtag gebildeten deutschen Klub haben sich aber auch die deutschen Sozialisten angeschlossen. Das Signal dazu gab

die Beratung über die Geschäftsordnung des neuen Parlaments, wo im § 2 mit deutlicher Spitze gegen das Deutschtum vorgeschlagen und gegen sämtliche deutsche Stimmen auch festgesetzt wurde, daß Alterspräsident nur ein Mitglied „polnischer Nationalität“ sein könne. Pan Korfanty hat sofort eine wüste Hejrede gehalten, als man ihm von deutscher Seite diese Unduldsamkeit vorwarf. Aber die kleine Szene war charakteristisch und kam so zurecht, daß sie dem nicht überall in Polen sehr leicht beweglichen deutschen Element wohl auch die Augen vor der Wahl geöffnet hat.

In Ungarn ist das Minoritätenproblem immer noch akut. Graf Bethlen verwahrt sich andauernd gegen den Vorwurf, daß Ungarn minoritätenfeindlich sei und der von ihm eingeführte, freilich vom eigentlichen bewußten Deutschtum durchaus abgelehnte Minoritätenstaatssekretär Dr. Steuer berief eigens eine „Zusammenkunft süd-ungarischer Schwaben“ ein, um aufs schärfste gegen solche Beanstandungen zu protestieren und gegen eine Separation der Deutschen vom Ungarntum sich zu verwahren. Er nannte nach wenig rühmlicher Methode alles, was gegen Ungarn gesagt werde, „alldeutsch“, lehnte das „Führertum“ der Widerstrebenden ab und gab sich als Vollungar. Auf dem 14. Katholikentag wurde in der Ofener Redoute auch eine besondere Katholikentagung der Deutschen veranstaltet, bei der Diözesan-Bischof Dr. Rott es aussprach, daß die großen Wahrheiten und höheren Lehren des Katholikentags für die deutschen Katholiken nur zum Nutzen werden könnten, wenn sie ihnen in der deutschen Muttersprache vorgetragen würden, die sie verstehen. Das war vorsichtig, diplomatisch, aber doch klar genug. Auch Dr. Jakob Bleyer hat mit würdigen Worten, wenn auch durch die Blume, das ausgesprochen, was alle guten Deutschen in Ungarn Herrn Dr. Steuer gegenüber fühlen und denken.

Ebenso wenig wie sich der Riß in Ungarn verkleinern läßt, ist in der Tschechoslowakei die Verschärfung im Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen zu verkennen. Die begonnenen neuen Parlamentsverhandlungen haben in den Erklärungen des Vertreters des Deutschen Verbandes und auch (in der schärfsten Tonart) des Vertreters der sogenannten Kampfgemeinschaft der Deutschnationalen und Nationalsozialisten gezeigt, daß ein schärferer Wind weht, der leicht wieder zum Orkan werden kann.

In Jugoslawien hat die Zurückziehung der Bestätigung einer Ortsgruppe des Deutschen Kulturverbandes in der Gottschee viel Staub aufgewirbelt. Diese Ortsgruppe war von der Laibacher Regierung endlich nach jahrelangen Mühen gestattet worden, und ihre Begründung war ein reines deutsches Volksfest. Aber weil die Versammelten dann ein paar Ausflüge in deutsche Dörfer machten, weil man dort Ehrenportien baute, Eichenlaub zum Schmücken nahm und weil die dazwischen gestreuten Ästern „in verbotenen Farben“ gelehrt haben, hat man es in Laibach mit der Angst bekommen und den Laden rasch wieder geschlossen. Ja, wenn die Lächerlichkeit töten könnte! Man muß sich aber in Belgrad endlich einmal klar werden, daß man nicht einer unschuldigen Studentenverbindung in Werscheh verbieten darf, deutsche Studentenlieder zu singen, daß man nicht eine deutsche Schule in Werscheh heute begründen und morgen wieder schließen darf, nur weil ein fanatischer Schuldirektor so viele deutsche Schüler systematisch und böswillig durchfallen läßt, daß die geforderte Mindestzahl zur Erhaltung der Klassen nicht mehr vorhanden ist. Das sind Ausflüsse einer Nadelstichpolitik, die sich eines Tages aufs schlimmste rächen muß.

In Italien allerdings hat diese Politik der Nadelstiche aufgehört und ist durch eine po-

litik der rohen Gewalt ersetzt worden. Die Faschisten haben sich in Bozen Mut geholt, sie haben von der schwachen Regierung die Abdankung des zuerst bestätigten und hinterher wieder abgelehnten Bürgermeisters Dr. Perathoner erzwungen, und dieser Rücktritt ist mehr als nur der Verzicht eines Durchschnittsmannes. Er wirkt als Symbol und Wahrzeichen, weil dieser tapfere und edle Greis auf dem Bürgermeistersstuhl der deutschen Stadt Bozen schon bisher sozusagen der Vertreter seines Stammes gewesen ist und durch seinen Rücktritt noch mehr zum Helden des Dramas wuchs, das sich dort unten abspielt. Jetzt eben geht die Mobilisation der Faschisten in Italien vor sich, und das Land steht vor schweren Stunden. Mit ihm das Deutschum Tirols, das der Nationalisierungswut dieser bisherigen Nebenregierung, bald vielleicht der offiziellen Regierung überantwortet wird.

Das endgültige Ergebnis der Sejmwahlen.

Liste Nr.	Gewählt	Von d. Staatsliste	Zusam.
1	58	12	70
2	34	7	41
3	41	8	49
5	2	—	2
7	15	3	18
8	134	29	163
12	6	—	6
13	2	—	2
15	4	—	4
16	34	14	48
17	13	2	15
20	1	—	1
22	1	—	1
23	2	—	2
24	5	—	5
Zusammen 372			444

Das mutmaßliche Ergebnis der Senatwahlen.

Liste Nr.	Gewählt	Von d. Staatsliste	Zusam.
1	14	3	17
2	6	1	7
3	7	1	8
5	—	—	—
7	2	—	2
8	40	9	49
12	—	—	—
13	—	—	—
15	—	—	—
16	13	4	17
17	4	—	4
20	—	—	—
22	1	—	1
23	—	—	—
24	1	—	1
Zusammen 93			111

Die einzelnen Listen gehören nachstehenden Parteien an: Die Liste Nr. 1 P. S. S. (Polnische Volkspartei); 2 P. P. S. (Polnische Sozialistische Partei); 3 P. S. P. Wyzwolenie (Polnische Volkspartei); 4 Bund; 5 (Kommunisten); 6 (Volksräte); 7 N. P. R. (Nationale Arbeiterpartei); 8 Ch. P. R. (Christlicher Verband der Nationalen Einheit); 12 (Polnische Zentrum — Skalski); 13 P. S. S. (Stapinski-Gruppe (Polnische Volkspartei)); 15 (Gruppe des Pfarrers Okon); 16 (Kinderheilenblock); 17 (Galizische Zionisten); 20 (Polnisten — Brilucki); 22 (Staatliche Vereinigung in den Ostgebieten); 23 Unabhängige Sozialisten; 24 ukrainische „Gliborabny“ (Bauern).

Der brüchige Vertrag.

Die einzelnen Bestimmungen des Versailler Vertrages sind in sich gegenstandslos, weil sie weder von der Entente noch von Deutschland innegehalten werden können. Man kann ja schon seit Monaten beobachten, welche Schwierigkeiten nicht nur Deutschland, sondern auch den Siegern aus einem so überspannten Instrument erwachsen. In vielem ist der Vertrag schon durch die Entente selbst durchlöchert. Das hat einen sehr einfachen Grund. Es ist bei dem heutigen hochentwickelten Zustand der Welt, der auf einem freien, nur durch die Produktion selbst geregelten planmäßigen Austausch der materiellen und der geistigen Güter beruht, ganz unmöglich, daß sich irgendwo drei Männer hinsetzen — und mögen sie noch so hervorragend sein — und nun einer Welt paragraphierte Gesetze vorschreiben. Das aber beforgte der Versailler Vertrag nicht nur für Deutschland, sondern indirekt auch für die Entente und für Amerika; denn alle wirtschaftlichen Fragen sind nur beiderseitig, nicht einseitig zu lösen. Das Leben der Völker regelt sich stets und ganz besonders in unserem Zeitalter nicht nach Paragraphen, sondern einzig und allein nach den Bedürfnissen der Völker. Es kann durch Ueberspannung machtmäßiger Entscheidungen wohl vorübergehend den Völkerbedürfnissen Gewalt angetan werden; dann leiden aber beide Teile darunter. In diesem Stadium befindet sich die Welt augenblicklich. Solche Zustände können nicht von Dauer sein. Weder Geschütze, noch Tanks, noch Flugzeuggeschwader können sie verewigen. Der Abbau ist deshalb im Gange; denn wenn der Friede von Versailles ein so einsichtiges, weltbewusstes, tadelloses Instrument wäre, dann brauchte man sich nicht fortwährend zu neuen Konferenzen, Aussprachen, Zusammenkünften über dieses „wunderbare“ Instrument zusammenzufinden. Die Notwendigkeit immer neuer Interpretationen liegt eben darin, daß die Bedürfnisse des Lebens hochkultivierter und zivilisierter Nationen bei der Redaktion des Friedens außer acht gelassen wurden.

Mussolinis Handstreich.

Rom ist beflaggt. Die kleine Gala hatte es schon angelegt, als die 150.000 Faschisten gegen die Tore der Hauptstadt anrückten und das Elendsministerium facia, nachdem es den Rücktritt eingeleitet hatte, den Belagerungszustand über das ganze Land verhängte. Die kleine Gala, wohl gemerkt. Die große aber wurde erst dann angeordnet, als der König, entrüstet über den Dummjungenstreich, der, ohne seine Erlaubnis einzuholen, ausgeübt worden war, befahl, sofort den Belagerungszustand aufzuheben. Da hatte Rom seinen großen Festtag.

Und dann kamen die Faschisten aus allen Richtungen der Windrose hereingeblickt. Die Soldaten mußten rasch Stacheldraht und Friesische Pferde von den Brücken und Stadttoren wegschaffen, den Kapitalkern und die Engelsburg und andere strategische Punkte von den Maschinengewehren säubern, damit sich der Einzug schadlos und würdig vollziehen könne. Und schließlich rollte, weithin von Fanfarenstößen angekündigt, der Extrazug Mussolinis auf dem Hauptbahnhof ein. Der große Jupiter selber hätte nicht pompöser seine Via Triumphalis durchreiten können! Ehren- und Leibgarde bilden Spalier: der Große Generalstab des faschistischen Heeres, die Generalität, die Großwürdenträger verlassen die Salonwagen und auf einmal erscheint Mussolini selbst. „Eja, Eja, Eja — Alaa!“ ertönt es aus abertausend Kehlen, Musikkapellen spielen die Faschistenhymne, der Jubel wälzt sich vom Bahnsteig über den Platz bis weit in die Stadt hinein. Und der heiß Ersehnte

gibt ein Zeichen und es ist Ruhe. Er spricht ein paar kluge Worte voll Kraft und Saft, steigt in das Auto und fährt in sein Hotel.

Dann besucht er den König. Noch immer im schwarzen Hemd mit den Abzeichen seiner siegreichen Partei. „Majestät“, sagt er, „ich bringe Euch wieder das Italien von Vittoria Veneto!“ Er übernimmt die Kabinettsbildung, ruft seine Vetreuen zusammen und fährt gleich darauf wieder in den Quirinal. Das Ministerium Mussolini ist aus der Erde gezaubert. In einer halben Stunde, mehr braucht es bei diesem Organisator nicht. Und der König ist zufrieden.

Fünf politische Gruppen haben das Ministerium gestellt: die Faschisten, die Nationalisten, die Popolari, die Rechtsliberalen und die soziale Demokratie, nicht zu verwechseln mit der Sozialdemokratie. Das Uebergewicht haben natürlich die Faschisten: vier Minister, neun Unterstaatssekretäre; die Nationalisten sind mit einem Minister und zwei Unterstaatssekretären vertreten, die Rechtsliberalen mit zwei Leuten, darunter einem Minister, die Popolari mit sechs, darunter zwei Minister, und die soziale Demokratie hat zwei Minister und zwei Unterstaatssekretäre. Die übrigen verfassungstreuen Parteien, die keinen ihrer Kandidaten untergebracht haben, bleiben trotzdem in der Regierungsmehrheit; es sind dies: drei Gruppen der Demokratie, die Agrarier und die Reformisten.

Die, abgesehen von kleineren Episoden, unblutige Revolution erlebte nachmittag ihren äußeren Abschluß in einem eindrucksvollen Festzug, der um 1 Uhr begannen und um 8 Uhr geendet hat. Von Villa Borghese aus ging es über den Corso Umberto zum Nationaldenkmal, wo am Grab des Unbekannten Soldaten Kränze und Palmzweige niedergelegt wurden, von da zum Quirinal, wo der König auf dem Balkon die stundenlange Huldigung entgegennahm, und dann zum Bahnhof, wo Sonderzüge bereitstanden. Reichlich 100.000 Faschisten haben daran teilgenommen. Voran faschistische Reiterei, dann die Fanfaren der Bersagliere; und dann: die Träger der goldenen Medaillen, das Quadrumvirat das höchste Kommando der Faschisten), die Direktion der Partei mit den Abgeordneten und Ministern, die Generale, die Generalkommanden, das montenegrinische Fascio der Kämpfer, ein großes Auto mit dem goldenen Wappen der Savoyer, ein zweites mit dem Bilde des Königs, dann die Abteilungen der faschistischen Miliz mit ihren Fähnchen. Den Schwarzhemden hatten sich die nationalistischen Blauhemden zugesellt und sonst noch viele Vertretungen von ganz Italien. Ein glänzender Anblick: Menschen, die weder Tod noch Teufel fürchten, aber so wohl diszipliniert sind, daß jeder den ihm zukommenden Posten ausfüllt und nur dem Ganzen dient. Ein paar faschistische Priester mit der italienischen Tricolore um die Brust, die im Festzuge mitmarschierten, wurden mit Blumen überschüttet.

Rom jubelt. Es atmet auf, daß endlich die stürmische Jugend sich durchgesetzt hat, die Italien der Erneuerung entgegenführen will. Zwei aber sind die Helden des Tages: der König, der mit einem einzigen Befehl den Belagerungszustand aufgehoben, und Mussolini, der 38-jährige Romagnole, dem das Volk das Höchste zutraut: Italien aus dem Sumpf heraus und zu einer wohlbestellten, sicheren Zukunft entgegenzuführen.

Der polnische Arbeiter in Frankreich.

Das Los der polnischen Arbeiter in Frankreich schildert ein Brief mehrerer nach Frankreich ausgewanderten polnischer Arbeiter an die Redaktion der „Prawda“. In diesem Brief, der in der Nr. 242 der genannten Zeitung veröffentlicht ist, heißt es: „Frankreich ist für uns Polen nicht der Ort wo wir uns für immer ansiedeln könnten, da sehr

schwierige Verhältnisse herrschen. Fürs erste fehlt es in den einzelnen Gruben an Waschbecken. Sind wir nach der Arbeit beschmutzt, dann müssen wir so nach Hause gehen, und erst dort können wir uns etwas säubern. Eine so späte Säuberung schadet aber unserer Gesundheit. Die französischen Beamten betrachten uns gelernte Bergarbeiter als Arbeiter zweiter Klasse und zahlen uns 4—5 Franken je eine Schicht weniger als dem französischen Arbeiter. Das geschieht in der Grube „Ostrieourt“, Pas de Calais. Die französischen Arbeiter schimpfen auf uns Polen, daß wir angefahren kommen, um ihnen das Brot zu nehmen, und behandeln uns wie Gefangene. Sie nennen uns „boches“. Das tun sogar manche Beamte. Die polnischen Arbeiter suchen irgendeine Zuflucht oder eine Hilfe, können sie aber nirgends finden. Hier bestehen zwei Organisationen, und zwar das sogenannte „gelbe“ Syndikal und ein zweites Syndikal, das „Internationale Union“ genannt wird. Die Polen stoßen sich also hier und dort und das geschieht alles nur deshalb, um aus uns Geld herauszuholen. Eine eigene Organisation zu bilden, ist uns verboten. Wir haben kein Recht. — Es ereignen sich hier verschiedene Unglücksfälle, wie es so in Gruben geschieht. Man kann hier verschiedene schwerverletzte bemerken, die nicht ins Spital gebracht werden, sondern gezwungen sind, alleine für sich zu sorgen, wenn sie ohne Familie sind und bei jemandem wohnen. Was den Arzt betrifft, so ist die Behandlung schlecht. Es kommt sogar vor, daß der Arzt einen Kranken im Laufe einer Woche nicht besucht. Weiter: Die in Polen unterschriebenen Verträge laufen auf 15 Franken für die Schicht. Ausgezahlt wurden hier aber höchstens 7 Franken mit einer Zulage. Die Verträge laufen auf ein Jahr; die Pässe sind aber nur auf ein halbes Jahr ausgestellt. Darin liegt für uns eine Erschwerung, da die Arbeit im Laufe eines Jahres nicht gewechselt werden kann, weil man uns alle Papiere und den Paß zurückbehalten hat. Wir befinden uns hier wie der Pole in Sibirien in Gefangenschaft. In der Versammlung des französischen Syndikats die am 10. September in Oignies für die Polen stattfand, sprach sich der Präsident der hiesigen Sektion so aus: „Der polnische Kapitalist hat euch dem französischen verkauft und dieser nutzt euch aus.“ Alle Polen wollen in ihr Vaterland zurückkehren und bedauern, daß sie bei den Stichwahlen ihre Stimme nicht für den Arbeiterkandidaten werden abgeben können. Deshalb fürchten sie, daß die Nationale Arbeiterpartei eine Niederlage erleiden wird, und daß dann ihre Gefangenschaft sich verlängern wird. Wir bitten alle unsere Kollegen sowie die Abgeordneten Nader und Herz herzlich, sich unserer schlechten Lage im Sejm anzunehmen.

Das vierte Gebot.

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“
 Kein Volk befolgt und hält dieses Gebot so heilig wie die Chinesen; sie verehren und lieben ihre Ältern und Eltern, dadurch behalten sie ihre Sprache und Sitten. Ein Mensch, welcher seine Eltern achtet, wird seine von der Natur ihm auf den weiteren Lebensweg gegebene Muttersprache behalten und lieben und er andern — verleiht er sei e Muttersprache Abstammung und seine Sitten, so treibt er Selbstmord an seinem Stamme. Solche Selbstmörder kämpfen wider die Natur und verfallen dem Einflusse fremder Stämme. Als Kulturträger für andere Völker finden sie moralisch, geistig und materiell. Kein Volk sündigt so gegen das vierte Gebot wie die Deutschen. Anstatt sich vor fremdem Stamme kräftig, stark und bemüht als aufbauende schaffende Arbeitsmenschen erkennen zu machen, vergehen sie wie das Salz in der Speise. Die Speise wird zwar besser, aber das Salz verschwindet. Durchschnittlich versteht der Deutsche im Ausland sich den Verhältnissen anzupassen, d. h. er ist beschaffenheitgemäß, begibt gleich das Bestreben, fremde Sitten

nachzumachen, um nur nicht als Deutscher erkannt zu werden, da er dadurch besser fortzukommen meint. Wir müssen doch endlich unsere schwachen Seiten finden, um sie dann zu befruchten, ein persönliches Leben führen und uns nicht dem Schicksal überlassen.

So mancher hiesige Deutsche sucht sich in seiner Heimat beliebt zu machen, macht Schenkungen, trägt große Opfer, als wenn er dem fremden Stamme zu verstehen geben wollte: entschuldigt, verzeiht doch, daß wir hier angekommen sind, ärgert Euch nicht sehr doch nur gut.

Die Polen glauben schließlich, daß es ihnen wirklich aufrichtig. Die große Offenheit und Aufrichtigkeit der Deutschen trägt auch zum Wachsen des Hasses und Neids auf der Gegenseite bei. Die Mitbürger wollen es gar nicht haben, daß man ihnen alles aufzählt: eine oberflächliche Freundschaft ist ihnen lieber. So mancher Deutsche schämt sich bei polnischen Schimpfwörtern „Szwab“. Will Schläueheit kommt ihm der Fremde entgegen. „Er ist hier geboren, ist polnisches Brot, ist dennach Pole“. Begibt dem Schwaben zu schmeicheln, loben ihn, ganz besonders, wenn es sich um wohlhabende Deutsche handelt. Nachdem er es erreicht hat, daß der Deutsche sich als Pole ausgibt, sagt er: „Recht so, dumme Schwab!“ — „Es also alles mir gehandelt war, merkt der Schwabe nicht. Er beginnt jetzt mit seinen Mitbürgern zu verkehren, radebrecht die fremde Sprache, aber er spricht polnisch, weil diese Sprache ihm schmeichelt, nobler, vornehmer erscheint, er bekommt Gefallen am Fremden und tritt das Eigene mit Füßen. Die Kinder, dem Beispiel der Eltern folgend, sprechen natürlich auch polnisch und vernachlässigen die deutsche Sprache. Es dauert nicht lange und sie fangen an auf Russ, Fleiß und alles Deutsche zu spielen, schließen gemischte Ehen usw. So erging es den meisten unserer Stammesgenossen in Warschau. Treiben solche Deutsche nicht Selbstmord? — Ich erbärmliche Rolle spielen doch die frischgeborenen polnischen Waisenkinder. Schon als Verstandiger der christlichen Lehre sollten sie das von Gott uns gegene Gebot nicht übertreten, denn was sagt uns Gott von diesen Geboten allen?“

Die Natur ist unerbittlich, dies beweist uns die Zeit auf Schritt und Tritt, ein jeder wird seinen was er gesät hat; ein Ausweichen vor der Strafe gibt es nicht.

Vor vielen Jahren fragte einmal ein Pole einen Deutschen: „Erklären Sie mir doch, warum wir so gut miteinander klünnen? — Sie sind doch Deutsche und ich bin Pole. Sie sind evangelisch ich bin Katholik?“ Darauf sagte der Deutsche: „Darum, weil wir intelligent Leute sind.“ Der Pole erwiderte jedoch: „Nein, nicht deshalb. Ich werde Ihnen den Grund sagen: Solange der Deutsche Deutsche ist, solange ist er arbeitssam, gewissenhaft, ehrlich, ein guter Vater und Gatte; sobald er aber Pole wird, wird er schlechter als der Schlechteste unter uns.“ So zeigt ein Pole von uns.

Ist dies nicht traurig? Können wir unsere schlechten Reigungen nicht befechtigen? Ja wir können es — wenn wir das bleiben, was wir sind. Deutsche! Wenn wir das wirte von Gott uns gegebene Gebot heilig halten und an unserer Muttersprache und unseren Sitten als einem von unseren lieben Eltern uns auf den Lebensweg mitgegebenen Geschenk festhalten werden. Dann werden wir in fremden Einflüsse die Stern bleiben können!

Eine Fahrt auf der Uganda-Bahn.

Die nördlich von dem ehemals deutschen Ostafrika gelegene Britisch-ostafrikanische Protektorat, seit 1920 Kenialand genannt, wird von der Uganda-Eisenbahn durchzogen, die von der Küste bis an den Victoria-See führt. Sie vermittelt in diesem Gebiet, das von den großen Zentren des Verkehrs in Afrika zwar entfernt liegt, aber in lebhaftem Aufblühen begriffen ist, einen verhältnismäßig bequemen Einblick in die Gliederung des Landes, in die Stufen, in denen es von der Küste bis zur Hochgebirgsregion aufsteigt. Die Bahn beginnt bei Mombasa dem Haupthafen der Kolonie, einer Stadt von landschaftlichem Reiz und geschichtlicher Bedeutung wie auch von nicht geringen Zukunftsmöglichkeiten. Kilindini, ihr Hafen, bietet nämlich eine der schönsten Reeden in der Welt, und wenn die Regierung und das Privatkapital erst einig darüber geworden sind, werden den Hafen mit den notwendigen Anlagen ausstatten soll, so wird hier ohne Zweifel, zugleich mit der Entwicklung des Innern ein Handelsplatz von Bedeutung entstehen. Gerüchte, die dementiert werden,

bezeichnen Mombasa auch als die Basis eines zukünftigen Geschwaders des Indischen Ozeans.

Mombasa liegt auf einer Insel, die bei den Eingeborenen Kisiwa Multa die „Insel des Krieges“ heißt, und diesen romantischen Namen hat sie wohl verdient. Seit alten Zeiten war hier der Ausgangspunkt für jeden Versuch, ins Innere des Landes einzudringen. Die Portugiesen eröffneten in ihren Eroberer- und Abenteuerertagen diese Tradition und versuchten im Jahre 1595 ihre Stellung an der Küste durch den Bau eines großen Forts, des „Fort Jesus“, im Mittelpunkt der Insel und durch eine Anzahl es umgebender Stützpunkte zu befestigen, doch gewann im Jahre 1631 der örtliche Sultan die Oberhand, um seinerseits wieder von den in größerer Stärke zurückkehrenden Portugiesen geschlagen zu werden, die nun das Fort in seiner jetzigen Gestalt wieder aufbauten. Dann kam die Reihe an die Araber; nach einer Belagerung von fast drei Jahren stürmten sie die Wälle und ließen 13 unglückliche Ueberlebende, unter denen sich zwei Frauen befanden, über die Klinge springen, gerade 48 Stunden, ehe eine Entsatzflotte von Goa eintraf. So ging es Jahr für Jahr in blutigem Hin und Her, bis die „Insel des Krieges“ in die Hände des Sultans von Sansibar gelangte, von dem sie die Engländer pachteten. Daher weht über dem Fort noch heute das Rot der Flagge von Sansibar statt des britischen Union Jack, eine unheimliche Farbe, die in unsern Tagen einen nichtsahnend ans Land gekommenen Passagier in eiliger Flucht nach seinem Schiff zurücktrieb, weil er glaubte, die Stadt sei von den Bolschewisten besetzt.

In Anbetracht ihrer romantischen Geschichte erscheint die Stadt selbst etwas prosaisch, trotz der seltsamen Krümmungen ihrer Verkehrswege und der schönen Schnitzereien in der Vasco de Gama-Straße und an anderen Stellen. Immerhin vereinigen sich die verfallenen Befestigungen, die unheimlichen Gestalten der knorrigen Bananenbäume längs der Küste und das tiefe Blau des umgebenden Meeres, das an der Küste des Festlands vom Grün der Palmbäume begrenzt wird, zu einem Stadtbild von besonderer Eigenart, zumal gegen Abend, wenn sich die Umrisse der Askariwache auf der Mauer des alten Forts vom rosenfarbigen Westhimmel abheben und die niedergehende Flagge Sonnenuntergang verkündet.

Von Mombassa führt eine Eisenbahnbrücke nach dem Festland; hier beginnt die Zone tropischer Vegetation mit Kokospalmen, Mangobäumen und Bananen. Jedes die Bahn langsam emporsteigend, sie durchfährt, öffnen sich tiefeingerissene Schluchten, die da und dort nochmals einen Rückblick auf die blaue See gestatten. Diese ganze Zone ist heiß und ungesund, und, obschon sehr fruchtbar, für weiße Besiedelung ungeeignet, so daß sie die englische Regierung den das Klima besser vertragenden Indern eingeräumt hat, während im kühleren Hochland die Weißen vorherrschen. Die Station Voi liegt bereits in der wasserlosen, buschbestandenen Hochebene. Dies Gebiet, das sich bis Nairobi hinzieht, ist das wertvollste der Kolonie. Sein Reichtum besteht in Wild, und es ist daher zur Wildreservat gemacht worden. Der Reisende, dem die Landschaft hier nichts bietet, wird durch das reiche tierische Leben entschädigt, das sich seinen Blicken bietet, Harlebeeste, Zebras, Strauße und vor allem, Gazellen sieht man in großer Zahl nahe der Bahnlinie, augenscheinlich ohne daß sie sich durch den Zug einschüchtern lassen. Bisweilen zwar geht eine leichte Bewegung des Schreckens durch eine Schar und jagt dann ein Stück weit weg, aber meist heben die Tiere nur mit leiser Neugier das Haupt, ohne sich im übrigen mit der Nahrungsaufnahme stören zu lassen. Die Eingeborenen erklären diesen auffallenden Mangel an Furcht bei dem sonst so scheuen Wild dadurch, daß die Löwen sich von

Zur gefl. Beachtung der Leser!

Infolge der ständigen Geldentwertung, die jegliche Kalkulation unmöglich macht, sehen wir uns gezwungen zu erklären, daß wer vor dem 1. Dezember sein Abonnement bis Neujahr nicht bezahlt, heute den „Volksfreund“ zum letzten Mal erhält. Von nun an muß der „Volksfreund“ stets im voraus bezahlt werden.

In Zukunft soll im Volksfreund dem landwirtschaftlichen Teil besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Die Leser werden darin interessantes Material über alle wissenschaftlichen Fragen der Landwirtschaft, Viehzucht, Gartenwirtschaft und dergl. mehr vorfinden.
Die Schriftleitung.

den Zügen fernhalten, so daß die Tiere hier nicht zu fürchten brauchen, die Beute ihres mächtigen Feindes zu werden. Auch scheinen die Tiere zu wissen, daß ihnen hier kein menschlicher Angriff droht, ein Scharfblick, den man anerkennen muß, wenn er auch hier und da durch die Tatsachen Lügen gestraft wird.

Im übrigen ist die Gegend durchaus nicht arm an gefährlichen Raubtieren, an Löwen und Leoparden, und man erzählt sich in Voi manche Schauergeschichte von Jägern, die zu Gejagten wurden, ja man behauptet, es seien schon harmlose Reisende von der Veranda des Hotels durch die ungemütlichen Nachbarn weggeholt worden. Dagegen gehören die Menschenfresser, um deren Willen die nächste Station Tsavo berüchtigt war, und die eine Zeitlang den Bahnbau erheblich gefährdet haben, der Vergangenheit an.

Bis Nairobi währt die wasserlose Zone, die außer ihrem Wildreichtum nichts Interessantes zu bieten hat. Nairobi ist der Hauptort des Hochlands, das hier beginnt. Es ist in der letzten Zeit in England als Ausgangspunkt für Jagden auf großes Wild mehr und mehr bekannt geworden, zumal es sich eines außergewöhnlich gesunden Klimas erfreut, und man trifft daher mancherlei Erscheinungen hier an, die man in anderen entlegenen Gegenden Afrikas vergeblich suchen würde. Es herrscht daher in der Stadt, die auch schöne alte Architektur hat, eine englische Atmosphäre, wie sie in diesem Maße Plätze wie Mombasa und Dar-es-Salaam nicht zeigen. Nairobi hat blühende gesellschaftliche und Sporteinrichtungen, wenn auch der Ort an sich in Anbetracht seiner starken indischen Bevölkerung durchaus nicht wohlhabend ist.

In der Nähe von Nairobi, in Kabete, befindet sich ein großes tierärztliches Laboratorium, das Hauptquartier eines seit Jahren energisch geführten Kampfes gegen die ärgsten Feinde der Viehherden, die Rinderpest und die Lungenseuche. In großen Mengen wird hier Serum produziert, das zu Impfwirken dient; von hier aus geht es bis in die entlegensten Winkel Afrikas. Die Eingeborenen, die sich anfangs allem, was ihnen irgendwie als Zauberei erscheint, äußerst mißtrauisch und ablehnend gegenüberstellen, fangen an, den Nutzen der Impfung zu erkennen, und man hofft, daß es gelingt, eine größere Zahl unter ihnen soweit zu bringen, daß sie in den verschiedenen gefährdeten Gegenden selbst die Impfungen vornehmen können.

Wieviele Menschen wohnen auf der Erde.

Die Frage, wieviel Menschen der ganze dauernd bewohnte Erdenraum beherberge, wieviel er ernähren könne, gewinnt gerade nach einem Schöpfungsorgang, wie ihn ein Krieg und mit ihm verbundene Unterernährung und erhöhte Sterblichkeit veranlassen, verstärktes Interesse. Diefem kommt eine kürzlich erschienene Schrift über „Die Verbreitung der Menschen auf der Erdoberfläche“ entgegen, die der Freiburger Geographiestudienprofessor Norbert Krebs in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ veröffentlicht hat. Hatte der Göttinger Geograph Hermann Wagner für den Anfang des 19. Jahrhunderts nur 1000 Millionen Menschen auf der Erde gerechnet, so geben die hünberschen Tabellen für das Jahr 1916 1671 Millionen an, ohne damit die

höchste Gesamtzahl der Berechnung zu erreichen. Von den 1671 aber fallen auf Asien 875, auf Europa 459, auf Nordamerika 137, auf Südamerika 56, auf Afrika 130 und auf Australien und Ozeanien 8 Millionen. Von den Asiaten wohnen in Ostasien, das heißt vor allem in dem Riesenreich 402 Millionen, freilich liegt hier keine Volkszählung zugrunde; Vorderindien hat 324 Millionen, Mitteleuropa mit Polen und Osteuropa mit den baltischen Ländern haben fast die gleiche Bewohnerzahl, 130 und 123 Millionen, während Westeuropa mit Belgien und den Niederlanden nur 100, Südeuropa mit Rumänien sogar nur 89 Millionen zählt. Von den 137 Millionen Nordamerikanern kommen auf das angelsächsische Amerika 107 Millionen. Im Anschluß an diese Zahlen ist es für uns besonders wichtig, die Zunahme der Bevölkerung in den einzelnen europäischen Staaten zu erfahren. Krebs stellt eine Statistik für den vierzigjährigen Zeitraum von 1871—1910 zusammen. Während Rußland ohne Polen und Finnland von 63,6 auf 118,9 Millionen, das heißt um 86,5 Prozent gewachsen ist, hat Deutschland von 41 auf 65 Millionen gleich 58,2 Prozent, Oesterreich-Ungarn von 35,6 auf 51,4 Millionen gleich 44,4 Prozent, Großbritannien von 31,8 auf 45,6 Millionen gleich 43,4 Prozent, Frankreich aber nur von 36,8 auf 39,6 Millionen gleich 7,6 Prozent zugenommen. Die Zunahme in Japan betrug 47,4 Prozent, die in den Vereinigten Staaten 118,8 Prozent. In den Mitteilungen über die Volksdichte ist die Feststellung, daß 50 Prozent des bewohnten Erdräumens weniger als einen Menschen auf einen Quadratkilometer haben, von besonderem Interesse. „Raum für alle hat die Erde!“

Ich sein e Deutscher un e Schwob!

Von Valentin Kolb.

Ich sein e Deutscher un e Schwob,
O hör', wie's Herz mir schlaht!
In jeder Oder Iser ich es,
Wie's drin rumort und naht.

Ich sein e Deutscher un e Schwob!
Ich sa' es grad heraus,
Weil selbscht ke Deiwel in der Höll
Mer treibt des Kleinod aus.

Ich sein e Deutscher un e Schwob,
Ich red to meiner Schproch.
Und sein ich auch im Polenland,
Mei' Schwawisch lieb ich doch.

Ich sein e Deutscher un e Schwob,
So wie's mei Vatter war
Und mit me deutsche Mädche nur
Geh ich mal zum Altar.

Ich sein e Deutscher un e Schwob!
Wann dann sich's Neschd bewährt,
Soll'n driem mei Kinner Deutsche sein,
So wie's die Mutter lehrt.

Ich sein e Deutscher un e Schwob!
Sink' ich emol ins Grab,
So singen's auch die Vögelscher:
„Hier ruht e deutscher Schwob.“

De Borgemeestewahl.

(Kujawisches Platt).

In jene Tied, as of' Großöllern, no lewde, do schull im Städtke Düsterburg a nig Borgemeeste wähl't) ware. To demmol wee dat — god so as ok hüt — an grot Ehr', Borgemeeste to wore, o de Börges löpe sick de Hacke af, um to digem Amt to kome. De here vom Rauthus hölle een Sijung no de anede af o lodde hin o heie, wekene va de Börges te wähle schulle, abe se künne sick ne een'ge. As see nu wedde to 'ne Sijung topkome wöre, do mök a klog Kopp de Dörschlag, dat ma digge wähle schu, dee dat best Verske uplegge ward. De Dörschlag wee anohme o de oll Stadtdeere mujo' nu de Wahldag o de Bedingunge uttromale.

Do wrete nu vö alleke dree Kannedaute, dee so recht sehe geen Borgemeeste ware möchde. De een, dat wee de Growschmäd Krowesaut, de anned de rik Möller Kriedewitt o de drüdd o dummt de Büttne Christian Dufeldahl. De Dree hadde wo a good Nuwaak o künne awe städtich' Ornung good räsonnere; abe vom Verskemauken vestunne see so veel as d' Oß va de Bibel. Do wohnd' abe in Düsterburg ä Schoofte, de wee bekennt as a groot spogmauke, dee up an jedwed'g Gelegenheit ane Vers mauke kunn. To digem keem of' Growschmäd. „Mensch“, sad he, „Du mußt mi uze draw helpe, kriggst döwle a good Trinkgeld.“ — „Dat is jo ma an Kinnerig vö mi, ick krieg di out im Ogeblick tichick.“ — „Jo, dat leggst du ma, ick kann wo dat Peed beschmäde, ane Reep up 't Rad trecke, abe up 't Versmauken vestau ick mi ganz o gor ne.“ — „Na, denn paß up“, sad de Schoofte, „wenn du up't Rauthus kümmt, dann leggst du so up“.

„Good'n Dag, hi here vom hoge Raut,
Ick bin de Growschmäd Krowesaut;
Wille hi mi met de Wahl beehre,
Do wa' ick Ju 'n Achtel Beer spendeere.

„Schaft ma kike“, sad de Schoofte, „wat de Vers vör 'ne Eedruck mauke ward.“ — „Na, we so 'ne Kopp hett as du, vö de is't keen Kunst. Hie nimm ane Daler vö din Mög'. Ick mut ma gauwe o't Verske eestadeere.

Kum wee de Growschmäd wegauwe, do keem de rik Möller Kriedewitt to Meeste Spannreeme o röp em um Hülp a. Digem schreew de Schoofte de Vers:

„God'n Dag, hi here upem hoge Sitt!
Ick bin de Möller Kriedewitt;
Wille hi mi met de Wahl beehre,
Do wa ick Ju 'ne Anker²⁾ Beer spendeere.

As lehd köm tom Schoofte de Büttne Dufeldahl. „Na“, dachd de Schoofte, de is a heit dumm, de mut ick ma mehe utlowe, füste kriggt he keen eenzig Stimm“. O he geew Dufeldahl so 'ne Vers:

God'n Dag, hi here in dem Saal,

1) Wir haben uns in der Rechtschreibung öfter dem Hochdeutschen angenähert. Bei lautgetreuer Wiedergabe würde das gegebene Wort als etwas Fremdes, Unbekanntes erscheinen. So wird z. B. bei uns vielerorts wähle wie wajale, schull gleich schu, sehd gleich sell ausgesprochen. Schrieben wir jedoch wajale, so würde der Leser kaum dahinter kommen, was dies Wort zu bedeuten habe, und bei schu und sell würde er wohl an scheu und Tierfell denken.

2) Ein Maß gleich 1/4 Eimer.

Min Nom ist Christian Dufeldahl,
 Wenn hi mi met de Wahl beehre,
 Do wa ick Ju 'n Oxhöft¹⁾ Beer spendeere
 Dem Büttne wull dat go ne recht in 'e Kopp,
 dat he an ganz Oxhöft gewe schu. As em äbe
 de Schooste säd: „Wee good schmärt, de good
 fährt“, do güng of Dufeldahl mit sinem
 Verske af.

As de Dag vör de Wahle keem, do stelde sick
 de dree Kannedaute richtig upem Rauthus ee. De
 ehst, de sick veifesteld, wee de Growschmäd. He
 vörneege sick vör dem Wahlkollegium o säd sie
 Verske up, so as he 't vam Schooste krega hadd.
 De Vers wee Woot vö Woot to Protokoli nohme
 o de Schmäd künn wedde afgaue.

„O, dat is jo a fein Vers“, säde de here va
 dem Kollegium ee tom anede, „am strammste
 klinget äbe dat Achtel Beer“.

Nom Growschmäd tred'd up Kriedewitt. Ok sie
 Vers wee gewitenhaft protokoleet. De here meende,
 de Vers wee woll binau so as de ehst, äbe dat
 Anker Beer riemd' sick do beite.

Do keem ok de lehd Kannedaut, Christian Du-
 feldahl. Digem föll dat äbe sehe schwaue, de Vers
 to segge, kum, kum dat he em rufestuckerd:

Go — god'n Daa, hi heern in'e Stu-Stuw,
 Ick he — heet Christian Dufeldahl;
 We — wenn hi mi tom Bor- Borgemeeste
 wähle,

Do — do kriege hi an Oxhöft Beer va mi.

De here vam hoge Raut künn lang nischit
 segge, so däde 's sick äwer dat Oxhöft Beer ver-
 wunnere. As Dufeldahl rufegaue wee, do röpel'
 allek eenstimm'g: „Ne, äwe so 'ne Vers kümmt
 nischit. Dat wee an grot Ungerechtigkeit, wenn
 wi ane anede wähle 'schulle“. O so wör denn
 de döflg Büttne Borgemeeste va Dästerberg.

Aus Welt und Heimat.

Rotterg. Glockenfest. Die im Auslande
 bestellten Glocken für das Rotterger evangelische
 Gotteshaus sind fertig und werden demnächst hier
 eintriften, es handelt sich noch darum, den fehlenden
 Betrag dafür aufzubringen. Zu diesem Zweck
 soll hier am 8. Dezember ein Kirchenkonzert statt-
 finden, in welchem mehrere Gesangsvereine mitwirken
 werden.

Byno. Pastorwahl. Bei der am 1.
 November stattgefundenen Pastorwahl in Byno
 wurde Herr Pastor Erich Buse aus Vastusf
 fast einstimmig zum Seelforger der Gemeinde
 Byno gewählt. Auf die Stelle Pastor Buses ist
 der Herrlich aus Russland zurückgekehrte Herr
 Pastor Rietichmann vom Konsistorium bestimmt
 worden.

Gombin. Die evangelische Pfarr-
 stelle in Gombin ist bis zum 1. Januar
 1923 für vakant erklärt worden. Der Pastor in
 Gombin besteht ein Jahresgehalt von 8 Millionen
 Mark, außerdem 150 000 M. für Beheizung,
 50 000 M. für Kanzleileistungen, das Kon-
 firmationsgeschenk, Abendmahlsopfer, den Er-
 trag eines Obstgartens sowie zwei Morgen Acker-
 landes.

Sosnowice. Für die freigewordene
 evangelische Pfarrstelle Sosnowice
 meldeten sich Herr Pastor Eugen Tief aus Kielce,
 der bisher Sosnowice administrierte, sowie Herr
 Pastor Eugen Sawndowski aus Aypin.

Königsbütte. Ueber 14 Zentner Sil-
 ber verschoben. Die Kriminalpolizei kam
 einer Millionenheubung auf die Spur. Auf dem
 Bahnhofe in Torzow sind vier Fässer Silberstaub
 in einem Gewicht von 706 Kilogramm beschlag-
 nahmt worden, die, wie es sich herausstellte, vom
 Hütteninspektor Stolzenberg von der Königsbütte

nach Hamburg verschoben werden sollten. Sämt-
 liche Fässer waren versiegelt. Das verschobene
 Gut, dessen richtiger Eigentümer bisher noch nicht
 ermittelt ist, stellt einen Wert von mehreren Mil-
 lionen Reichsmark dar.

Die Verkehrsunternehmungen.

Die „Verkehrstechnik“ (Berlin) gibt eine Zusam-
 menstellung der bisher bekannt gewordenen Still-
 legung und Einschränkung von Verkehrsunter-
 nehmungen, von der sie allerdings betont, daß
 sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebe.
 Danach sind völlig stillgelegt die Straßenbahnen
 in Altona i. S., Altona-Blankenese, Bamberg,
 Bernburg, Celle, Freiburg/Sa., Jena, Landsberg
 a. d. W., Münster i. Westf., Osnabrück, die Berg-
 bahnen in Pyrmont, die Straßenbahnen in Schöt-
 mar, Schweinfurt, Walldorf, Würzburg, Zerbst
 und Zittau. Eingestellt ist auch die Dampfbahn
 Griesheim-Darmstadt-Arheilgen der hessischen Ei-
 senbahn A.-G. Beabsichtigt ist die Stilllegung der
 Straßenbahnen von Eberswalde, Gotha und Stral-
 sund. Dazu werden eine Reihe von Straßen und
 Kleinbahnen genannt, die unter dem Druck der
 Zeitnot zur Stilllegung einzelner Strecken schreiten
 mußten.

Das außereheliche Brautrecht. Die Be-
 völkerungsabnahme wird in Frankreich zu einem
 immer schwereren Problem. Nach der letzten Ge-
 burtsstatistik der zehn französischen Großstädte
 für die ersten Halbjahre 1921 und 1922 hat sich
 die Geburtenzahl innerhalb eines Jahres um 10
 Prozent vermindert. Sie ging in Paris von
 27 489 auf 24 238 zurück, in allen zehn Groß-
 städten von 53 551 auf 48 528. Die Zahlen für
 die zweiten Halbjahre werden noch schlechter sein,
 da die Zahl der Eheschließungen seit zwei Jahren
 rasch fällt. Sollte die Geburtenabnahme im übrigen
 Frankreich ebenso beträchtlich sein, so würde
 das einen Geburtenausfall von 80 000 Kindern
 für 1922 bedeuten. Aus diesem Grunde fordern
 Einsichtige immer dringlicher strenge Maßnahmen
 der Keulerung, und Charles Richet verlangt in
 der „Medicine“ eine ausgiebige Besteuerung der
 Junggefelten und der kinderlosen Ehen, damit
 die kinderreichen Familien mit diesem Gelde un-
 terstützt und ermutigt werden können.

Die Gutsverbrannt. Auf dem Gute
 Klehe bei Wilmsdorf brante eine große Scheune
 nieder. Die gesamt'e Beizenernte des Gutes wurde
 ein Raub der Flammen. Mitverbrannt sind große
 Strohvorräte und ein neues vollständiges Dampf-
 dreschwerk mit Breffe. Der Schaden beträgt etwa
 27 Millionen Mark. Der Brand entstand durch
 unvorsichtiges Spielen der Kinder mit Feuer.

Beilantenschmuggel. Bei einer Zollkont-
 rollen des Reichsfinanzamtes Warschau-Verlin wurden
 in Sachen von Zollbeamten einem Ausländer Beil-
 anten in Höhe von 28 Millionen Mark abge-
 genommen.

Bauernfänger an der Arbeit. Auch die
 Bauernfänger sehen jetzt auf Millionen aus. Diese
 Tatsache erfährt zu seinem Leidwesen kürzlich ein
 Landwirt, der im abgetretenen Bosen sein Gut
 verkauft hatte, um sich auf Reichsgebiet wieder an-
 zukaufen. Der Mann hatte den Kaufpreis von
 8 Millionen Mark in einem Scheck auf die Ber-
 liner Reichsbank erhalten. Als er nach Berlin
 kam, fragte er am Bahnhof einen Mann nach dem
 Wege zur Reichsbank. Gemeinsam traten sie den
 Weg nach der Bank an, und nach Einlösung des
 Schecks besuchten der Landwirt und sein Führer
 eine Wirtschaft in der Oranienburgerstraße. Hier
 lud ein dritter Mann, ein gewisser Volkatsch, den
 Begleiter des Landwirts Hoffmann zu einem Spiel
 ein. Man begann, und da Volkatsch fortwährend
 gewann, so sprang der Landwirt in das Spiel ein.
 Auch er gewann zunächst, dann aber, als es um
 höhere Beträge ging, verloren er und Hoffmann
 in kurzer Zeit an den dritten Spieler
 ein: Riesensumme, der Landwirt allein 1 800 000

Mark. Dann trennten sich die Spieler, und in
 einer Gastwirtschaft in der Markgrafenstraße ge-
 schloß sich wieder ein paar Fremde zu dem Land-
 wirt, und man sprach bald vom Kartoffelhandel,
 um den Spielverlust des Landwirts auszugleichen.
 In Wirklichkeit wollte die Gesellschaft dem Land-
 wirt auf dem Bahnhof das Gepäc mit dem Rest
 seines Geldes ablagern. Diese Mähe aber nahm
 ihnen der allzu harmlose Mann auch noch ab, in
 dem er das Gepäc mit allem Gelde in der Schenk-
 kade stehen ließ, als er die Toilette aufsuchte.
 Sehr frohen Hoffmann und seine Genossen die
 Handtasche mit dem Rest des Geldes und ver-
 schwand, nachdem sie den Wirt und den Kellner
 mit 50 000 M. abgefunden hatten. Die Verbre-
 cher sind inzwischen verhaftet worden.

**Die Säuglingsopfer im alten Kar-
 thago.** Seit langer Zeit ist von der Forschung
 einwandfrei festgestellt worden, daß man in Kar-
 thago dem Gotte Moloch Kinder, meistens Säug-
 linge, zu opfern pflegte. Bisher stand fest, daß
 ihm, als dem Feuergotte, alljährlich ein Kind
 vornehmer Eltern zum Opfer gebracht wurde.
 In Zeiten großer Gefahr konnte die Zahl der
 Opfer aber auch beträchtlich steigen. So wurden
 z. B., als Karthago durch Agathokles bedroht
 wurde, an einem Tage nicht weniger als 200
 Kinder den Flammen überantwortet. Kürzlich
 haben nun zwei französische Archäologen Puiffot
 und Lautier bei Nachgrabungen in den alten
 Trümmern eine Entdeckung gemacht, die geeignet
 ist, den ganzen karthagischen Kult in ein neues
 Licht zu rücken. Sie fanden nämlich die gut er-
 haltenen Reste eines Altars der Göttin Tanit
 (Astarte) mit den verkohlten Ueberresten von
 Säuglingen und von Kindern im Alter von 2
 bis 3 Jahren. Daraus geht hervor, daß durch-
 aus nicht nur, wie bisher angenommen wurde,
 dem Moloch Kinder geopfert wurden, sondern
 auch anderen, wahrscheinlich sogar allen Gotthei-
 ten. Für letzteres spricht auch noch die Tatsache,
 daß auch bei einem Altar des Baal (Sonnenast)
 ein Feuerrost gefunden wurde. Der Kult der Kar-
 thager scheint demnach auf einer weit tieferen
 Stufe gestanden zu haben als etwa der der Grie-
 chen und Römer. Denn Menschenopfer sind, wie
 es auch heute noch ähnliche Gebräuche bei eini-
 gen Negerstämmen Innerafrikas lehrt, stets An-
 zeichen für einen primitiven Kulturzustand eines
 Volkes.

Die Erb- und der Reichs-. Vor 33 Jahren
 starb in San Francisco der Bischof Josef Horo-
 witz, von Geburt ein polnischer Jude, und hinter-
 ließ ein Testament mit der Bestimmung, daß
 dieses erst im Jahre 1922 geöffnet werden dürfe.
 Dies ist jetzt geschehen. Einen Teil des großen
 Vermögens, das sich seit dieser Zeit um das Vier-
 fache erhöht hat, hat er zwei in Preßburg leben-
 den Verwandten vermacht. Die beiden Preßbur-
 ger Horowitz, die ihrem Glauben treu geblieben
 sind, haben nun die Erbschaft angetreten.

Der verurteilte Tokayer. Die Weinlän-
 der scheinen in diesem Jahre von einem beson-
 deren Mißgeschick verfolgt zu sein. Vor kurzem
 konnte man überall lesen, daß Frankreichs Cham-
 pagnerproduktion voraussichtlich infolge des zu
 geringen Abfahes stillgelegt wird, und jetzt kom-
 men aus Ungarn Nachrichten, nach denen auch
 der Handel mit dem Tokayer und den anderen
 ungarischen Weinen vor dem Einschlagen steht.
 Der nun schon schon wochenlang anhaltende Regen
 wirkt geradezu katastrophal. Infolge der Nässe
 gestalten sich nicht nur die Ernteaussichten trost-
 los, sondern auch die Qualität des Weines hat
 empfindlich zu leiden. Das allzu reichliche Nass
 hat die Schimmelbildung begünstigt, so daß man
 im ganzen Lande mit einer Zwangslese begonnen
 hat. Von der diesjährigen Lese werden nur 2 1/2
 bis 3 Millionen hektoliter Wein erwartet, d. h.
 etwa halb so viel als im Vorjahre.

1) Großes Weinmaß von etwa 200 Liter.

In einer Stunde zweimal getraut. Ein ungewöhnlicher Vorfall ereignete sich kürzlich in der Londoner Kirche. Hier war für 2 Uhr mittags die Trauung eines Paares angelegt, um eine Viertelstunde später ein zweites am klar folgen sollte. Das zweite Paar kam aber erst in die Kirche, und da das erste noch nicht an der Stelle war, wurde es unter dem Namen des ersten ehelich verbunden. Als dann das verspätete Paar die Kirche betrat, kam es gerade dazu, als der Geistliche das andere ehelich verband. Der Bräutigam, der zu seiner Verwunderung seinen Namen nennen hörte, nahm Anstand, die heilige Handlung zu unterbrechen, und erst bei Unterzeichnung des Trauungsformulars klärte sich der Irrtum auf, wonach dann die Trauung an dem richtigen Paar nochmals wiederholt wurde.

Römische Funde in Reims. Bei den Ausgrabungsarbeiten in Reims, das unter dem Namen Caracorum einst die Hauptstadt der römischen Provinz Belgica gewesen ist, fand man neue Reste der römischen Vergangenheit. In dem Teil der Stadt, der zwischen der Ruee Bluche, Cotha und Lamoignon liegt, sind Ruinen von Kataomben, ein Forum und römische Bäder aufgedeckt worden.

Hiaristik vor Frauen. In Raleigh im Staate Nordcarolina war ein Negre wegen eines Angriffs auf ein weißes Mädchen zum Tode verurteilt worden. Bei der Hinrichtung im Staatsgefängnis stattfand, war nicht nur das Mädchen zugegen, dessen Ehre der Schwarze verletzt hatte, sondern auch noch neun andere Frauen. Der Verurteilte hatte während des ganzen Verfahrens seine Unschuld behauptet und stand erst, als er auf den elektrischen Stuhl schritt, schallt wurde.

Häubehauptmann Napoleon. Aus Korsika wird ein Vorgang berichtet, der beweist, daß die korsischen Räuber es verstehen, mit der Zeit zu gehen. Einer der berühmtesten dieses Schlages ist ein gewisser Napoleon Romanetti, und zwar wegen zahlloser räuberischer Ueberfälle, die ihn mit dem Gesetz in Dauerkonflikt gebracht und verurteilt haben, seinen ständigen Wohnsitz hoch oben in den Bergen zu nehmen, stets umgeben von seinen Räubergenossen. Einige neugierige Fremde äußerten ein großes Verlangen, den berühmten Romanetti kennen zu lernen. Es gelang ihnen auch, mit Hilfe einiger Dorfbewohner die Verbindung mit ihm aufzunehmen, und Romanetti empfing seine Gäste in einem einsam gelegenen Bauernhause, hoch oben in den Bergen, wo er sie bewirtete und ihnen alle möglichen Annehmlichkeiten mit Büchse und Revolver vorsetzte. Er fand sich dann sogar bereit, eine eigene Einladung anzunehmen und begab sich nach vorheriger sorgfältiger Aufklärung der Wege und Umstände, wo er sich mit Speisen und Champagner bewirten ließ, während draußen seine Genossen auf Wachtposten standen. Früh um 2 Uhr nahm er von seinen Wirten herzlichen Abschied und verschwand wieder mit seinem Auto. Diese Liebergeschichte hat vor anderen das eine vorzuziehen, daß sie wahr und im höchsten Maße modern ist.

Der „Hausfreundkalender“ für das Jahr 1923 ist erschienen! Um den Lesern auf dem Lande das für sie wertvolle Verzeichnis der Märkte in Polen und Wolhynien darzulegen zu können, ist mit der Herausgabe des Kalenders lange gewartet worden. Während im vorigen Jahre zwei Hausfreundkalender erschienen waren, sind in diesem Jahre für die Glieder unserer evangelisch-lutherischen Kirche nur ein einziger Hausfreundkalender im Verlage der Buchhandlung von B. Mietke, Warschau, Wapulna 10, herausgegeben worden (und auch in Lodz bei B. Mietke, Sienkiewicza 71 zu haben). Der diesjährige

Hausfreundkalender bietet sehr viel präziöses Material. Eine sehr gut gewählte längere Erzählung unter dem Titel „Ein gutes Vermächtnis“ erhält die Leser in Spannung. Die im verfloffenen Jahre als das wichtigste Ereignis des Jahres zu bezeichnende verfassunggebende Synode ist in einem längeren Artikel dargestellt worden. Auch des von der ganzen evangelischen Welt im verfloffenen Jahre gefeierten 400-jährigen Jubiläums der Lutherbibel ist in einem kurzen Aufsatz gedacht worden. Auch in zwei anderen Artikeln ist der große Reformator würdig gefeiert worden: „Martin Luther, die Wittenbergische Nachtigall“, der Schöpfer des evangelischen Kirchenliedes und „Ein feste Burg ist unser Gott“, das Hymnenlied der evangelischen Kirche. Eine Fülle des Kalenders bilden die Bilder der jetzt orientierten und auch der vom Schauplatz ihrer Tätigkeit abgetretenen Papstorden (zu dem letzten gehört auch Konfessorialrat Pastor Gundlach). Auch die besondere Vision unserer Zeit sind den Lesern hier vor die Augen gemalt worden: „Kannst du das Sterben der Millionen Rußlands ruhig ansehen?“ „Das Haus der Darmherzigen in großer Not!“ „Die Hydra der Trunksucht erhebt wieder ihr Haupt!“ Der Kalender enthält endlich auch Berichte über „die lutherische Kirche in Amerika“, „die Leipziger Mission seit 1914“ und „die Missionsstationen Polens“. Eine ganze Reihe von Papstorden hat Aufnahme für diesen Kalender Artikel gefunden: die Papstorden St. Schmidt, D. Kreuz, Kerpens, Pfingst und Jup.

Der Kalender kostet 500 Mark und ist von den oben erwähnten Buchhandlungen wie auch durch die Herren Pastoren und Lehrer zu beziehen.

Millionuwka. Bei der letzten Ziehung der Millionuwka fiel der Gewinn auf die Nr. 1247660, die in Warschau verkauft worden ist.

Polnische Börse.

	14. 11.	16. 11.	17. 11.
1 amer. Dollar	16100	15800	15900
1 poln. Zloty	72.400	71400	71550
1 franz. Franc	1045	1045	1057
1 schwed. Krona	1.98	2.20	2.07 1/2

Warschauer Getreidebörse.
(Preise netto für 100 Kilogramm ab Verladestation, falls nichts anderes vermerkt): Weizen aus Kongresspolen — 53000, Posener Roggen für 118 Pfund holländisches Gewicht — 29000, Posener Gerste — 32800—33000, 33250, Posener Brauer Gerste — 34000, Felderbsen franco Waggon Warschau — 57000, Wintertraps franco Warschau — 96000, Sommertraps ab Verladestation — 85000, Roggenmehl 60 prozentig ab Verkaufslager — 48750, Roggenmehl 50 prozentig franco Warschau — 56000—56500, Roggenmehl 70 prozentig franco Warschau — 43000, Gerstengröße — 55500, Roggenkleie franco Warschau — 15000.

Wochenschau.

Polen. Die ukrainischen Unruhen in Ostgalizien haben anscheinend auf die Gebiete von Grodno und Wilna übergreifen. Die dortigen weißruthenischen oder weißrussischen Bauern fordern, daß alles weißruthenische Land den Weißruthenen überlassen wird, jetzt aber wurde dieses Land an polnische Soldaten verteilt. Es sollen bereits Attentate gegen die Gendarmen in den Grenzmarken vorgekommen sein. Die polnischen Behörden haben den Sicherheitsdienst in den Grenzmarken verstärkt.

In Warschau beschäftigt man sich bereits lebhaft mit der Frage der Wahl des Staatspräsidenten. Die „Hyäne“ wird natürlich den Kandidaten der Rechten Trompczynski vorschreiben, oder auch den gemäßigteren Ponikowski um durch diese neutrale Kandidatur alle diejenigen Stimmen aus dem linken Lager zu gewinnen, die

zwar gegen einen Rechtskandidaten wären, aber auch gegen eine weitere Regierung Pilsudskis sind. Von linker Seite wird erklärt, daß alle Parteien von Witos bis zu den Sozialisten für die Kandidatur Pilsudskis sein, doch sei es noch unsicher, ob Pilsudski selbst nicht auf die Kandidatur verzichten und sich auf den Posten eines militärischen Oberbefehlshabers zurückziehen werde. Wer in diesem Falle Kandidat der Linken wäre, ist bis jetzt noch nicht zu sagen. Der Block der Christlichen Nationalen Einheit „Chjina“ unterhandelt bereits mit der Witos-Partei, um eine Regierungsvereinbarung auf folgender Grundlage zu bilden: Staatspräsident — Witos, Ministerpräsident — Korfanty. Das Ministerium für Landwirtschaft und Ackerbau sowie das Landtagsamt sollen gleichfalls mit Volksparteiern besetzt werden. Wir, die nationalen Minderheiten Polens, werden bei der Wahl des Staatspräsidenten selbstverständlich für Pilsudski stimmen.

Vor einigen Tagen ist in Kattowitz der Vertreter der polnischen Regierung Herr Wolaryz eingeladen, um das Amt für Kinderheilsfragen zu organisieren.

Die polnischen Zollbehörden haben an der polnisch-danziger Grenze 10 Eisenbahnwagen einer Danziger Firma angehalten, um besondere „nationalistische Formalitäten“ (?) zu erledigen. Die Danziger lehnen darin nur Schikanen und den Beginn eines polnisch-danziger Wirtschaftskrieges.

Rußland. Rußland hat bekanntlich die Nachbarländer zu einer Abrüstungskonferenz eingeladen. Nun meldet die estnische Telegraphenagentur, daß die Sowjets 12 Torpedoboote, 2 Kreuzer und 2 Transportschiffe zu bauen beabsichtigen. Also Abrüstung und neue Rüstungen in einem Atemzug. Wird es möglich sein, derartige Gegenstände in Einklang zu bringen?

Die Trunksucht und die geheime Branntweimbrennerei ist in Rußland in starker Zunahme begriffen. Die Sowjets legen sich bereits die Frage vor, ob es nicht besser wäre, den illegalen Branntweinhandel wieder einzuführen, da es fast unmöglich ist, die geheimen Brennereien auf dem flachen Lande zu bekämpfen.

Das Rußland der Sowjets will ebenjowenig wie das zarische Rußland auf die früheren Grenzen verzichten, wie dies aus einer Antwort Tschitscherins an die rumänische Regierung hervorgeht. Tschitscherin verlangt, daß Rumänien bezatrabienräume; nach russischer Ansicht müsse der Prut die russisch-rumänische Grenze bilden. Ebenso hat der Sowjetgesandte in China, Joffe, der japanischen Regierung eine Protestnote gegen die Besetzung der Insel Sachalin eingehändigt.

Man ist in Rußland wieder einmal einer großen Verschwörung auf die Spur gekommen. Am 7. November, dem Jubiläumstage der Bolschewiken, wollte man Lenin und sämtliche kommunistischen Führer verhaften. Nun werden sich 500 Personen vor dem Revolutionstribunal zu verantworten haben.

Deutschland. Die Lage in Deutschland gestaltet sich immer kritischer. Die Teuerung wächst und mit ihr die allgemeine Unzufriedenheit. Die Monarchisten, deren Hochburg München ist, sind wieder sehr regsam. Doch scheinen auch die bayerischen Sozialisten zum Teil vom Monarchismus angesteckt zu sein. Nationale Sozialisten bilden Sturmabteilungen und werden Teilnehmer für ihre Kampfesorganisation.

In den Vorstädten von Köln kam es zu Lebensmittelkrawallen und Plünderungen, wobei einige Personen verletzt wurden.

Das Kabinett Dr. Wirth ist zurückgetreten. Veranlassung zum Rücktritt gab der Umstand, daß Dr. Wirth die Deutsche Volkspartei in die Regierungsmehrheit aufnehmen

wollte, und die Sozialdemokraten sich dieser Absicht widersetzen.

Mit der Kabinettbildung in Deutschland ist Dr. Cuno, eine außerhalb der Parteien stehende Persönlichkeit, beauftragt worden. Es kann nur ein überaus kluges Kabinett bilden, da die Sozialisten eine Teilnahme an der Regierung abgelehnt haben. Wie verlautet, beabsichtigt Cuno den jetzigen Finanzminister Harms auf den Posten des Außenministers zu berufen.

Tschechoslowakei. In der Tschechoslowakei herrscht große Beunruhigung über Gerüchte aus diplomatischen Kreisen, wonach sich Polen, Ungarn und Italien über ein gemeinsames Vorgehen in der Frage der Slowakei verständigt haben sollen. Nach diesen Männen soll die Slowakei zu einer selbständigen Monarchie mit einem italienischen Fürsten an der Spitze erhoben werden.

Südfrankreich. Die Lage im Süden Ozean nach der Festschließung in Italien veranlaßte die tschechoslowakische Regierung vom Parlament Kredite zu verlangen, die dann auch mit 184 gegen 23 Stimmen bewilligt wurden.

Frankreich. Wie stark verschuldet Frankreich ist, geht aus einem Bericht der Finanzkommission hervor, der jetzt veröffentlicht worden ist. Danach betragen die französischen Schulden 475 Milliarden Franken, während die Forderungen Frankreichs an Deutschland nur noch 139 Milliarden betragen. Das bedeutet nach der Auffassung Beranzers ein Passivum von 336 Milliarden Franken. Kein Wunder also, daß sich der Kurs des Franken stark nach abwärts bewegt.

Irland. In Dublin wurde von den Rebellen ein überraschender Angriff auf die dortige Kaserne ausgeführt, der jedoch abge schlagen werden konnte.

Es gab 3 Tote und zahlreiche Verwundete. Obgleich der Aufstand in Irland unterdrückt worden ist, scheint doch hier und da noch Zündstoff vorhanden zu sein, der bei geeigneter Gelegenheit, wie im obigen Falle, zum Ausbruch gelangen kann.

Chile. In der südamerikanischen Republik Chile hat ein großes Erdbeben stattgefunden. Das Meer trat dabei aus den Ufern und überschwemmte weithin das Land. Eine ganze Reihe von Hafenstädten wurde verwüstet und mehr als tausend Menschenleben gingen dabei zu Grunde. Der Schaden wird auf 50 Millionen Goldpesos berechnet.

Humoristische Ecke.

„Warum lebe ich?“ Er hatte langes Haar und einen tiefen Blick. Er schrieb ein Gedicht: „Warum lebe ich?“ Er unterzeichnete es „August“ und sandte es an eine literarische Zeitschrift. Die Schriftleitung antwortete im Briefkasten: „Mein lieber August! Ihr Gedicht fragt, warum Sie leben. Wir können es Ihnen verraten. Weil Sie so vorsichtig waren, Ihre Verse mit der Post zu schicken, statt sie persönlich zu überbringen.“

Dann hätte sie keinen Rechtsanwalt gebraucht! Ein Rechtsanwalt erzählt folgenden niedlichen Scherz: Zu mir kommt in der Sprachstunde eine junge Dame und erzählt mir, sie habe drei Heiratsanträge, wisse aber nicht recht, wem sie das Jawort geben solle. Geschäftsmäßig frage ich: „Wer von den drei Freiern hat das meiste Geld?“ — Da sieht sie mich groß an: „Ja, wenn ich das wüßte, dann hätte ich mich nicht nach einem Anwalt umgesehen!“

Die gerührte Gemeinde. Ein Dorfprediger sprach kürzlich zu seinen Zuhörern so eindringlich und voller Salbung, daß alle in lautes Schluchzen ausbrachen. Ein Bauer saß ganz ruhig da, ohne auch nur eine Träne zu vergießen. Als man ihn nachher verwundert fragte, wie es komme, daß er gar nicht gerührt worden sei, antwortete er: „Ja ich gehöre nicht zu dieser Gemeinde, und bin heute nur zum Besuch bei meinem Vetter, dem Schulzen.“

Lutoslawski oder Daszynski? Im Fleischerladen. Die Köchin einer höchst konservativen Herrschaft kauft zum Sonntag einen Hammelskopf. Als sie ihn in die Markttasche legen will, wendet sie sich an den Schlächter und fragt, auf den Hammelkopf zeigend:

— „Ist das ein Lutoslawski oder ein Daszynski?“

— „Natürlich ein Daszynski, Fräulein“, antwortet der Verkäufer, der die „Roten“ wegen ihrer Lohnforderungen nicht leiden kann.

— „Dann will ich ihn nicht“, schreit die Köchin. „Denn wenn ich einen Daszynski nach Hause bringe, kündigt man mir!“

— „Geben Sie nur den Kopf wieder her“, sagt gelassen der Fleischer. „Sie sollen gleich haben, was Sie wünschen.“ — Und er packt den Kopf, öffnet ihn mit dem Beil, nimmt das Gehirn heraus und gibt ihn mit boshafem Lächeln der Köchin zurück: „Da haben Sie einen Lutoslawski!“

Fürst und Bauer. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin — so wird in „Meer, Land und Meer“ erzählt — begabete eines Tages auf einem Spaziergang in der Umgegend der Residenz einen Bäuerlein, das ihn augenscheinlich nicht kannte. Der Großherzog hielt ihn an und hat um Feuer für seine Zigarre. Der Bauer dem auch die Bekanntschaft mit den „neumodischen Streichhölzern“ abging, holte Feuerstein und Zunder hervor und begann umständlich Feuer zu schlagen. „Hel leant mit woll nich?“ fragte der Großherzog. „Ne“, war die kurze Antwort. „Ist bin in Großherzog.“ „So?“ meinte der Bauer, indem er weiter Feuer schlug, „Ist soll's Sei trogdem hebben“. Und damit reichte er ihm den glimmenden Zunder.

Zeitgemäß. Bauer: (zum Lehrer, der Gelegenheitsdichter ist) „Was würden Sie für ein Gedicht zur Hochzeit meiner Anna verlangen, wenn ich Tinte, Feder und Papier selbst liefere?“

Der Konferenz-Automat! Einem Eingeborenem im Kongostaate ist eine geniale Erfindung geglückt, er hat einen Konferenz-Automaten konstruiert, der nach Aussage von erstklassigen Sachleuten tadellos funktioniert. Der Automat wird in den gewünschten Nationalfarben ausgeführt, ist leicht transportabel und ersetzt die vielen teuren Delegierten vollständig. Außerdem sind Mißverständnisse ausgeschlossen, somit die meisten Streitpunkte der Nationen erledigt. Der Automat wiederholt, je nach der Einstellung, die drei Hauptsachen, um die sich alle die Weltfragen drehen: „Ich protestiere“, „ich beantrage Vertagung“, „ich beantrage Verlegung.“ Die Lebensdauer des Automaten, somit auch der Konferenzen, ist unbegrenzt und die Völker können somit beruhigt der Zukunft entgegensehen. Der Mist, der dabei herauskommt, soll zum Unterschied von dem jetzigen sich als ausgezeichnetes Düngemittel bewähren.

Druck: Verlagsgesellschaft „Lodzer Freie Presse“ m. b. H., Petrikauer Straße 86.

Kalender für das Jahr 1923.

Zu beziehen per Anbahnung durch Herrn **Gustav Ewald, Lodz,** Zamenhofs Nr. 17. Maßige Gebirnung. 65. 60% erwerbkäufem Rabatt.

Spargelder

verzinsen wir bei täglicher Kündigung mit 6% 6-wöchentl. „ 10% „ „jährl. „ 12% „ längerer Kündigung nach Vereinbarung

Deutsche Genossenschaftsbank in Polen

L. G. Lodz, Alje Kosciuszki 45/47. 84

„Die Warte“

Der von den Deutschen in Polen gerne gelese Kalender ist für 1923 erschienen.

Er bringt auf 160 Seiten eine Fülle von Unterhaltungsstoff bestehender Artikel und zahlreiche Illustrationen.

Vorzugspreis bis 15. November Mk. 600 Danach wegen Geldentwertung „ 750 — Wiederverkäufern Rabatt. —

Bestellungen erbittet 51

Das Verlagshaus „Kompass“ Łódź, Hawrot Nr. 26.

Die Buchhandlung

W. Miette Warschau, Wspólna 10, empfiehlt **Hausfreund-Kalender** den in ihrem Verlage erschienenen

für das Jahr 1923 mit Jahrmärkten für Kongreß-Polen und Wolhynien. — Preis Mark 650.

Serner:

Evang.-Luth. Abreißkalender „Feste Burg“, Losungen der Brüdergemeinde für 1923 sowie: Gefang-, Predigt-, Gebet- u. Andachtsbücher, Bibeln u. neue Testamente, Liederbücher, Begräbnis- u. Leichenreden, Oeldrucke, Wandsprüche, Postkarten, Transparente u. Weihnachtsskripen.

Wiederverkäufern Rabatt!

Wiederverkäufern Rabatt!